

Beilage zur Weibert'schen Zeitung

Nr. 201

Donnerstag den 30. August 1917 abends

83. Jahrgang

Milian.

Roman von Marie Venzen-Sebregond.
(28. Fortsetzung.)

18. Kapitel.

„Du magst mich nun begleiten oder nicht; ich gehe nach Lennenborn!“ rief Marie Antoinette — der Trief ihrer Schwester lag vor ihr auf dem Tische. „Milian ist an allem schuld, und die verrodnete Claudia taugt noch weniger als er. Es ist die höchste Zeit, daß ihnen die Köpfe gewaschen werden.“

„Aber, Mariechen!“

„Ist es nicht etwa wahr? — Clarisse ist freilich, dem Himmel sei Dank, glücklich; sie hätte es jedoch auf ganz andere Art werden können, und daß das nicht geschehen ist, verschulden die Lennenborner.“

„Ich gebe das zu; allein —“

„Wenn du das zugibst, mußt du auch gestehen, daß Clarisse eigentlich keinen Vorwurf trifft, das arme, verlassene, mutterlose Kind. O, meine Schwester, meine einzige Schwester! Doch mein Gefühl kommt erst in zweiter Linie; zuerst muß ich nach Lennenborn, um dort meine Pflicht zu tun.“

„Aber worin besteht denn diese Pflicht?“

„Muß ich nicht Milian zur Vernunft bringen? — nicht der hinterlistigen Claudia ihren Standpunkt klar machen? Muß ich nicht darauf bringen, daß man Clarissen ihr mütterliches Erbe ausfolgt, welches man ihr unter keinen Umständen streitig machen kann?“

„Das scheint mir aber doch am allerwenigsten deine Aufgabe zu sein.“

„Nicht die meintest? — Aber um des Himmels willen, mein guter Emmerich, wessen Aufgabe ist es denn? — Man kann doch Clarissen, einem jungen Mädchen, nicht zumuten, daß sie selbst und allein ihre Rechte gegen ihren Vormund geltend macht, der sie so nichtswürdig behandelt hat; und da unsere Eltern nicht mehr leben, muß doch ich, ihre ältere, verheiratete Schwester, für sie eintreten.“

„So würde die Sache liegen, meine Liebe, wenn Clarisse sich nicht deinem Schutze entzogen hätte, um sich einen andern Beschützer zu wählen, dem wir sie nur gezwungenermaßen und höchst ungern überlassen haben.“

„Ich gestehe das zu. Allein ich glaube ihr jedes Wort, und sie beteuert, daß sie nur deshalb die Gastfreundschaft der Frau zur Sprengel angenommen hat, weil die Gräfin Günstorf krank lag und wir im Auslande waren. So trägt auch unsere Reise lag und wir im Auslande waren. So trägt auch unsere Reise einen Teil der Schuld an allen diesen fatalen Vorkommnissen.“

„Ich will das nicht in Abrede stellen und bedauere es lebhaft. Davon aber kann ich nicht abgehen: sie hat diesen häßlichen jungen Fabrikherrn zu ihrem Beschützer erhoben und sich um feineswilligen beziehungsweise von uns losgesagt; an ihm ist es also jetzt, für ihre Interessen einzutreten.“

„Er wird sonst alles für sie tun, was in seinen Kräften steht; ich bezweifle das nicht im geringsten, denn er hat sie sehr lieb. In dem vorliegenden Falle aber wird er keinen Finger rühren, und sollte Clarisse darüber auch ihre sämtlichen Güter verlieren. So beschreiben r auf der einen Seite austritt, so stolz ist er in anderer Beziehung; er wird darauf halten, und zu beweisen, daß das Vermögen der Komtesse stammt ihm reine Nebensache.“

„Nun, wenn er seinen Stolz so teuer bezahlen will, so ist das seine Sache.“

„Aber nicht die unsere, die Zahlung anzunehmen, noch auch zu gestatten, daß Milian und seine geizige Frau sie einstecken. Und um das zu verhindern, sollst du mich nach Lennenborn begleiten. Wenn diese traurige Hirat mich aus' von meiner armen, lieben Schwester trennt“ — die warmfühlende Frau brach in schmerzliche Tränen aus — „so will ich doch nicht, daß sie arm in das Haus ihres strickerlichen Gemahls tritt. Zwar glaube ich fest, daß er sie das nimmer entgelten lassen würde — ich halte ihn für durchaus ehrenhaft und edel; Clarisse aber müßte eine völlige Abhängigkeit von ihm doch bitter empfinden. Und ich gestehe dir, trotz meines Hornes über ihre Verbindung, würde es auch meinen Stolz schwer verletzen, wenn er sie ohne alle Mittel zur Frau nehmen müßte.“

„Du hast mich überzeugt, Mariechen.“ sagte er Graf, seine Hand liebevoll auf ihre Schulter legend. „Du hast ein braves Herz und einen klaren Kopf, und so will ich ihnen einmal folgen, wenn ich auch fürchte, daß sie dich und mich weiter führen werden, als du jetzt beabsichtigst. Aber sei's drum; ich will dich nach Lennenborn begleiten und dich in deinem schwesternlichen Werke nach Kräften unterstützen.“

Marie Antoinette beantwortete die Zusage ihres Gemahls mit einem herzlichen Dankesworte, und die Abreise nach Milians Residenz wurde auf den dritten Tag unternommen.

In Lennenborn waren die Zustände inzwischen unheimlich geworden. Graf Einsfeld hatte mit seiner Gemahlin und seinem Sohne das friedlose Heim seiner Tochter, an welches ihn die Hoffnung auf das Gelingen des von Claudia angeregten gewissenlosen Planes nicht länger fesselte, wieder verlassen, um in Stapphorst die Haurigspläne seiner Förster, die Preise seiner Kohlenmelter und den Verding der neuen Holzpflanzungen zu begutachten. Seine Frau nahm mit gleichem Gleichmut, wenn auch nicht jeder Sorge bar, den geselligen Verkehr in ihrer nächsten Umgebung wieder auf, um jedem auftauchenden unliebsamen Geräusche nach Kräften entgegenzuwirken. Claudia sah sich also allein der schwierigen Aufgabe gegenüber, die über das Maß zornmüthige Stimmung ihres Gemahls zu ertragen, da jeder Versuch, sie zu bekämpfen, einen Ausbruch rasender Wut zur Folge hatte. Der Schluß eines solchen Ausbruches brachte jedesmal einen Zustand der Erschlaffung hervor, an welche sich stundenlange stumpfe Gleichgültigkeit gegen alles und jedes zu reihen pflegte.

Diese Zeiten vergleichsweise Ruhe waren für das Gefühl der Gräfin die unheimlichsten, denn sie erinnerten sie an eine Zeit sogenannter Genesung, welche bei ihrem Bruder der schrecklichen Krankheit gefolgt war, aus welcher der damals Fünfzehnjährige, zwar nie Begabte, als ein Blödsinniger hervorgegangen war. Gerade so stumpf und vernunftlos hatte Philipp nach den schrecklichen Krampfanfällen vor sich hingestiert, die jeder Kunst der Aerzte zu spotten schienen, wie Milian jetzt, nach den sich täglich öfter wiederholenden Ausbrüchen seiner stummen Wut, es tat.

Dann fragte sich seine sonst so kaltblütige Gemahlin zuweilen mit nervöser Furcht, ob das wohl der Anfang einer Gemütskrankheit sei, wie er sie seiner Schwester angedichtet hatte? Dann drängte sich ihr mit einem fast abergläubischen Schauer der Gedanke auf, ob das nicht ein Gottesgericht sei, und ob vielleicht auch sie dazu belagert habe, es herabzurufen, durch ihr Bemühen, ihre schuldlose Schwägerin, trotz deren veräufeltesten Widerstandes,